Nr. 206. 2. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2505) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Stolten in Hamburg.

Sonnabend, den 1. September 1888.

Anzeigen
werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition, sowie sämmtlichen Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Von der Weltbühne.

Zur Wahl in Berlin. Wie in dem größten Theil der Auflage unserer gestrigen Nummer bereits mitgetheilt, ist der Sozialdemokrat Wilhelm Liebknecht mit 26 077 von 41 560 abgegebenen Stimmen zum Reichstagsabgeordneten für Berlin VI gewählt worden. Knörcke (Freis.) erhielt 7375, Förster (Antisemit) 4552 und Holtz (Kartellcr) 3756 Stimmen. Die Wahlbetheiligung ist im Ganzen eine geringe gewesen; von 93 537 Wahlberechtigten haben, wie oben bereits angegeben, nur 41 560 ihr Votum abgegeben. Am 21. Februar 1887 war die Betheiligung eine stärkere; vor 86 323 Wahlberechtigten stimmten 59 255. Davon erhielt Holtz (Kartell) 16 836, Greßling (Freis.) 11 750 und Helenclever 30 453 Stimmen, 34 Stimmen zersplitterten sich. Ein Umstand ist bei Betrachtung dieser Ziffern beachtenswerth: Während die Freisinnigen und die Sozialdemokraten je etwa 4000 Stimmen gegen die Vorwahl verloren haben, sind die Kartellparteien, wenn wir die Antisemiten, wie es sich gehört, dazu rechnen, diesmal um etwa das Doppelte, also 8000 Stimmen, zurückgegangen. Die „Mache“ der Februarwahlen springt damit grell in die Augen. — Ueber das Wahlgeschäft selbst berichtet die „Volks-Ztg.“, daß dasselbe Vormittags in aller Stille begonnen habe. „Nur wenig deutete äußerlich auf den Kampf der Parteien hin, der noch bis zum Vorabend der Wahl auf das Lebhafteste geführt und in zahlreichen Versammlungen zum Austrag gebracht wurde. Die Polizei hatte ein scharfes Auge auf das Vertheilen und Ankleben von Flugblättern geworfen, aber bei aller Aufmerksamkeit konnte sie es doch nicht verhindern, daß am frühen Morgen in allen Stadtgegenden des Wahlkreises, an Häusen und Mauern, an Häusern und Straßenbrunnen schmale, knallrothe Zettel angeklebt waren, die nichts weiter enthielten, als die Worte: „Wählt Liebknecht!“ Als die Schutzleute die Zettel entdeckten, entfernten sie dieselben, und später erinnerten nur kleine rothe Papierecken an den sozialdemokratischen dreistbigen Aufruf. Den Antisemiten ging es merkwürdiger Weise genau ebenso; auch sie hatten zur Propaganda für ihren Freund und Kandidaten kleine Zettel mit der Aufschrift: „Wählt Dr. Paul Förster“ in großen Massen bestellt, die freilich nicht in rother Farbe, sondern auf blauem Grunde prangten. Auch diese Zettel wurden, wo sie von einem Polizeibeamten entdeckt wurden, schonungslos vernichtet und entfernt. Auch die famosen Flugblätter der Antisemiten mit dem verunglückten Porträt des Dr. Förster wurden überall bis auf wenige Papierfetzen abgerissen. Unangetastet dagegen blieben die großen antisemitischen Plakate, die die Zettelvertheiler vor den Wahllokalen herumtrugen und welche die Wähler daran erinnerten, daß „der alleinige Kandidat der Antisemiten Dr. Paul Förster in Friedenau“ ist. Vor den Eingängen zu den Wahllokalen ging es ebenso still und friedlich zu, wie vor den Wahllokalen selbst. Es wurde in 148 Wahllokalen gewählt; davon waren 128 Bierlokale, 19 Gemeindeschulen und ein Fabrikgebäude. Vier oder höchstens sechs Zettelvertheiler waren vor jedem Wahllokal postirt, die die Zettel an den Mann zu bringen suchten. Die Antisemiten hatten aber noch auf andere Weise ihren Zettelin mit dem Namen „Förster“ Verbreitung verschafft, und namentlich konnte man in der Markthalle in der Invalidenstraße diese Wahrnehmung machen. Eine Hausfrau brachte, wie wir uns selbst überzeugen konnten, einen großen Kohlkopf mit nach Hause, und als derselbe geöffnet wurde, fielen mehrere Stimmzettel, auf „Förster“ lautend, heraus. Förster im Kohlkopf — kann es eine bessere Ironie des Schicksals geben? Auch die Sozialdemokraten hatten lebhafte Agitation entfaltet. Am Tage vorher waren bis spät in die Nacht hinein Hunderte von Sendboten mit der Vertheilung von Flugblättern in den Häusern und auf den Straßen beschäftigt; Einem dieser Zettelvertheiler passirte es sogar, daß er, als er ein Haus in der Brunnenstraße noch nach 10 Uhr Abends betreten hatte, eingeschlossen wurde und mit seinem Vorrath von Flugblättern bis zum frühen Morgen auf der Treppe zubringen mußte. Mit am wenigsten drastischen Mitteln kämpfen die Anhänger der Kandidatur Holtz und die freisinnige Partei. Sie hatten gar keine äußeren Mittel angewandt, um Stimmen zu gewinnen, und nur der lebhafte Verkehr im Wahlbüreau der freisinnigen Partei ließ erkennen, daß auch sie voll und ganz auf dem Platze war. Die Wahlbetheiligung war in den Vormittagsstunden die denkbar geringste; in manchen Wahllokalen mit großer Wählerzahl hatten bis 12 Uhr kaum fünfzig Wähler ihre Stimmen abgegeben. Erst nach 12 Uhr, als die Arbeiter in hellen Haufen heranzogen, änderte sich die Situation mit einem Schlage.

In den Nachmittagsstunden des heutigen Tages und namentlich in der Zeit von 4 bis 6 Uhr bot der Norden Berlins das Bild lebhaften Treibens. Um diese Zeit hatten die Wahlvorstände den größten Ansturm zu bewältigen, manche Wahllokale waren so überfüllt, daß die Wähler bis zur Thüre standen und oft eine Viertelstunde warten mußten, ehe sie d's zur Urne gelangten. Auf der Straße bildeten sich Gruppen von eifrig diskutirenden Männern, man konnte sicher sein, bei einem Rundgang durch die Brunnen- oder Chausseestraße, oder eine andere belebte Gegend des Wahlkreises alle zwanzig Schritt eine auf die Wahl bezügliche Aeußerung zu hören. Selbst Frauen und Kinder blieben dem Wahlkampfe nicht fern, denn viele Arbeiter sah man „nach Feierabend“ mit Weib und Kind zum Wahllokal eilen, und geduldig warteten die Letzteren, bis der Mann sein Wahlrecht ausgeübt hatte. In der Nähe der Wahllokale waren gegen Abend mehr Schutzleute zu sehen, als im Lauf des Tages, aber nirgends so weit wir auf unserer mehrstündigen Wanderung erfahren konnten, war ein Einschreiten der Beamten nöthig. Als Punkt 6 Uhr die Thüren zu den Wahllokalen geschlossen wurden, standen noch viele Wähler vor der Urne, die natürlich sämmtlich noch ihre Stimme abgeben konnten, so daß der eigentliche Schluß des Wahlaktes fast durchweg mit Zugabe des „akademischen Viertels“ eintrat.“

Zur **Beförderung Bennigsens** läßt sich die „Germania“ also aus:

„Vom Standpunkt der Bismarck'schen inneren Politik aus, die jetzt alle Minen springen läßt, um in einer immer fester geschlossenen, des eigenen Denkens und Wollens gegenüber der Regierung immer mehr entwöhnten Mittelpartei eine dauernde gouvernementale Mehrheit zu schaffen, ist die Ernennung des Herrn v. Bennigsen ein geschickter Zug. Die Nationalliberalen zwar hätten gewiß gerne mehr gehabt, aber an Bescheidenheit gewöhnt, wie sie bereits sind, werden sie auch über diese Beförderung ihres Staatsmannes einige Befriedigung theils wirklich empfinden und theils und noch mehr zur Ermuthigung ihrer Reihen vorgeben.“

Die „Post“ erklärt, von der Ernennung nicht überrascht zu sein, und fährt dann fort:

„Die Ernennung des Herrn von Bennigsen zum Oberpräsidenten von Hannover ist ein nicht mißzuverstehender Beweis dafür, daß die innere Politik nach wie vor Bahnen verfolgt, auf denen ihr die Unterstützung des gemäßigten Liberalismus sicher ist und daß sie sich auf diesen mit zu stützen gedenkt. Ohne dessen sicher zu sein, würde der nationalliberale Parteiführer, der seine politische Thätigkeit nicht aufzugeben gedenkt, das ihm angebotene Amt sicher nicht angenommen haben.“

Die Berl. „Volks-Ztg.“ sagt: „So hat denn endlich die liebe Seele Ruh'. Der „Reichs- und Staatsanzeiger“ meldet, daß der König den Landesdirektor der Provinz Hannover, Dr. von Bennigsen, zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt habe. Der kühne Nebenbuhler des Herrn von Puttkamer ist also zum Untergebenen eines früheren Untergebenen des früheren Ministers des Innern geworden; das ist nach einer zwanzigjährigen Ministerkandidatur ein etwas bescheidener Erfolg. „In den Ozean schiffte mit tausend Masten der Jüngling; still auf geretteten Boot treibt in den Hafen der Greis.“ Die „staatsmännischen“ Betrachtungen über das „staatsmännische“ Ereignis werden nun wie eine lange gestaute Hochfluth hereinbrechen; warten wir sie ab und sprechen wir dann weiter über den Fall!“

Die „Frankf. Ztg.“ glaubt in Herrn Bennigsen nun erst recht den „kommenden Mann“ zu sehen.

Zum Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs bemerkt die „Nationalliberale Korrespondenz“ im Widerspruch mit Allem, was sonst bisher aus der nationalliberalen Partei verlautet ist, Folgendes: „Bekanntlich hat der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs von verschiedenen Seiten eine ziemlich herbe Kritik erfahren, hauptsächlich weil seine Grundzüge an sehr auf romanistischem Standpunkt beruhten und zu wenig den deutschen volksthümlichen Rechtsanschauungen Rechnung trugen. In juristischen Kreisen nimmt man an, der Entwurf werde in der vorliegenden Fassung überhaupt nicht an den Reichstag gelangen, sondern mit Verwerthung der bereits erfolgten und noch zu erwartenden sachverständigen Urtheile, namentlich auch des Juristentags, einer neuen gründlichen Umarbeitung unterzogen werden. Jedenfalls läßt sich der Zeitpunkt, zu welchem sich der Reichstag mit diesem großen Werk zu beschäftigen haben wird, noch gar nicht absehen.“

„Kurze Gefängnißstrafen, aber schwere, harte Arbeit; die Leute müssen sich abarbeiten, bis sie zu Boden sinken.“ So empfiehlt ein Artikel der „Kreuzztg.“ eine Reform des Strafvollzugs in Preußen. Außerdem müßten gegen Widerspenstigkeit körperliche Strafen wieder generell eingeführt werden. — „Wie wäre es, wenn die Herren Chefredakteure der „Kreuzzeitung“ am eigenen Leibe einen Probekursus in dieser Richtung durchmachten,“ bemerkt dazu die „Freis. Ztg.“

Ein **Streik der Posamentirer in der Möbelbranche** ist in Berlin ausgebrochen. In der am Mittwoch Abend im Königstädtischen Kasino abgehaltenen öffentlichen Versammlung der Posamentirer wurde endgültig ein Lohntarif angenommen, welcher die Preise für Stückarbeit im Durchschnitt auf 33 p.Ct. höher normirt als solche bisher im Allgemeinen gezahlt wurden. In demselben Verhältniß ist der Tagelohn auf M. 4 pro Tag, gleich M. 24 für die Woche festgesetzt worden. Der Tarif ist in einer am Abend zuvor stattgehabten Sitzung der Lohnkommission, der Vertrauensmänner und einer größeren Anzahl Fabrikanten mit der Maßgabe festgestellt und von den Arbeitgebern angenommen worden, daß der tarifmäßige Lohnlohn von M. 24 pro Woche auf Ausgelernte erst 3 Monate nach beendeter Lehrzeit Anwendung findet. Bis dahin soll zwischen dem Ausgelernten und seinem ehemaligen Lehrherrn ein geringerer Lohnlohn vereinbart werden können. Auf andere Arbeitgeber als den Lehrherrn findet diese Vergünstigung keine Anwendung. Die Gehülfenversammlung genehmigte diese von den Arbeitgebern gestellte Bedingung einstimmig. Zwanzig Fabrikanten haben daraufhin den Lohntarif der Gehülfen anerkannt und dauernd zu respektiren sich verpflichtet; zweiundzwanzig Fabrikanten haben eine Erklärung nicht abgegeben. Die Versammlung beschloß, bei diesen die Arbeit heute einzustellen, bis der Tarif auch hier anerkannt ist. In der Möbelbranche sollen za. 400 Posamentirer (Dreher und Stuhlarbeiter) beschäftigt sein. Der Mehrzahl ist der Tarif bewilligt, diese zahlen pro Mann und Woche M. 1 zur Streikunterstützung. Es ist bereits ein so beträchtlicher Fonds vorhanden, daß als Wintmal-Unterstützung für die Streikenden pro Woche M. 10 für Unverheirathete, M. 12 für Verheirathete, beschlossen wurde. Die Unterstützung soll, falls, wie man hofft, der Streik keine größere Ausdehnung annimmt, noch erhöht werden. Das Streikbüreau befindet sich Oberwallstraße 12.

Ludwigshafen, 29. August. (Frkf. Ztg.) „Ueber die Nothlage des Baugewerbes und die Abhülfe derselben wollte gestern Abend Herr Louis Eckstein aus Zwickau in einer öffentlichen Versammlung der Bauhandwerker sprechen. Die Versammlung wurde aber in letzter Stunde, wie ich erfahre, auf Grund der §§ 9 und 10 des Sozialistengesetzes verboten. Bemerkt sei, daß der Referent in einer Versammlung zu Mannheim am Sonntag Vormittag sein Referat über das gleiche Thema unbeanstandet zu Ende führen durfte.“

Behandlung der Postaufträge. Es ist noch nicht allgemein bekannt, daß Vermerke auf Postaufträgen, durch welche eine beliebige Rückfrage der siebentägigen Lagerfrist abgekürzt ist, wie „nach drei Tagen zurück“, oder „nach zwei Tagen zum Protest“ 2c. oder unbestimmte Vermerke, wie „Protest“, „mit Protest“, „mit Protest zurück“, seitens der Postanstalten nicht berücksichtigt werden. Vielmehr sind dieselben behalten, bei allen jenen Postaufträgen, auf welchen nicht durch den entsprechenden bestimmten Vermerk des Absenders „Sofort zurück“ oder „sofort an N. in N.“ oder „Sofort zum Protest“ eine nach den Vorschriften der Posttransportordnung zulässige anderweitige Behandlung, nämlich die sofortige Rücksendung, oder die sofortige Weitergabe an eine andere Person bezw. zur Protesterhebung, verlangt worden ist, die siebentägige Lagerfrist einzuhalten.

Pest, 28 Aug. Ein lieblicher Wahlskandal erregt großes Aufsehen. Der „Debreczen“ veröffentlicht nämlich einen auf die letzte Abgeordnetenwahl in Wetzkirchen bezüglichen, vom 10. Juni 1887 datirten Brief des Temeser Obergespans Sigmund Ormos an den Minister des Innern, Bela Orczy. In dem Briefe heißt es:

„Nach dem Voranschlage werden die Kosten sich auf 9000 fl. belaufen. Die Summe ist groß, insbesondere, wenn ich erwäge, daß Podmaniczky (Präses des Zentral-Wahlkomites der Regierungspartei) in seinem jüngsten Briefe über die beschränkten Mittel geklagt hat. Allein wir haben Mittel zur Abwehr in Händen. Ein gewisser Franz Feger, Großgrundbesitzer, hat Se. Majestät um allergnädigste Verleihung des Adelsprädikats angesucht. Ich selbst habe das Gesuch unter Zahl 572 dem Ministerium des Innern befürwortend unterbreitet. Auch kam ich nach Pest, konnte Dich aber leider nicht sprechen und Dir die Sache an's Herz legen. Ich wendete mich also in der Angelegenheit an Bereczky (Staatssekretär) und habe auch mit dem Minister-Präsidenten gesprochen. Beide haben die Bewilligung des Gesuches zugesagt. Als ich bei der Nachhausekunft Feger vom Erfolge meiner Intervention verständigte, übergab er mir 5000 fl. mit der Bestimmung, sie für gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Als gemeinnützigen Zweck muß ich wohl die Interessen unserer Partei bei den Wahlen betrachten. Die von Feger erhaltene Summe steht also für den Fall, als derselbe den Adel erhält, zu unserer Disposition. Nachdem der a. h. Bescheid auf das Gesuch vermuthlich nicht abschlägig lauten dürfte, und ich bitte, mich dessen durch einige kurze Zeilen zu versichern, so könnte das von Feger erhaltene Geld im vorhinein verwendet werden. Einen Theil würde ich für Wahlkosten in Weißkirchen zurückbehalten, den Rest von 4000 fl. würde Podmaniczky erhalten.“

Der Obergespan bringt im Verlaufe des Schreibens darauf, es mögen die Organe des Ministeriums des Innern angewiesen werden, entschiedene Stellung im Wahlkampfe einzunehmen. Der Obergespan bittet dringend um den Erlaß eines Rundschreibens in dieser Richtung, das um so nothwendiger sei, als der Vizegespan von Krasso und Moldovar und der Ober-Stuhlrichter sich für Neutralität ausgesprochen haben. Der Schluß des Briefes lautet: Ich bitte ergebenst, mich von dem Entschlusse telegraphisch durch „Ja“ oder „Nein“ zu verständigen. Die Antwort lautete bezüglich Fegers Gesuch bejahend. Feger erhielt den Adel, und die gespendeten 5000 fl. wurden für Wahlzwecke verwendet.

Den Paßzwang haben nach einem Warschauer Blatte die österreichischen Behörden in Szczakowa, Grenzstation der Warschau-Wiener Bahn, eingeführt. Von Interessenten ist beim österreichischen Generalkonsul in Warschau Beschwerde eingereicht.

London, 30. August. Die Zuckerkonvention ist heute unterzeichnet worden. Der französische Botschafter Waddington behielt sich vor, die Unterzeichnung innerhalb der nächsten sechs Monate zu bewirken. Oesterreich machte Vorbehalt bezüglich der Ausführung, falls andere wichtige Zucker produzirende und konsumirende Länder nicht auch beitreten würden. Brasilien und Schweden erklärten, ebenfalls mit dem Prinzipe des Vertrages einverstanden, sie müßten sich doch die Unterzeichnung vorbehalten bis alle interessirten Staaten beigetreten seien. Dänemark erklärte seine Zustimmung zu allen Artikeln, ausgenommen Artikel 7, welcher von Prohibitivmaßregeln gegen Länder mit Prämiensystem handelt. Die der Konvention angefügte Deklaration besagt: Es solle acht Monate nach der Unterzeichnung eine aus Delegirten aller interessirten Staaten bestehende Kommission zwecks Ausführung der Konvention die bestehenden Gesetze und Gesetzentwürfe prüfen und Bericht erstatten, in welchem die nothwendigen Aenderungen hervorgehoben werden, um sie mit dem Gesetze und den Gesetzentwürfen, sowie mit den Artikeln der Konvention in Einklang zu bringen. Am 1. September 1891 soll die Konvention in Kraft treten.

Brüssel. (H. C.) Die sozialistischen kooperativen Genossenschaften in Belgien mehren sich in überraschender Weise. Aller Orten errichtet man kooperative Bäckereien, Schlachtereien und Apotheken, um den Arbeitern, welche die Mitglieder dieser Genossenschaften bilden, billiges Brot, Fleisch und Medikamente zu verschaffen; in den großen Zentren befassen sich diese Genossenschaften auch mit dem Verkaufe von Kolonialwaaren, Kleidungsstücken, Kohlen und anderen Lebensbedürfnissen. In allen Gebäuden dieser Genossenschaften, von deren Dächern herab rothe Fahnen wehen, finden die Arbeiter ihren Sammelpunkt, Säle zu Erfrischungen und zu Versammlungen. Die sozialistischen Arbeiterführer wollen diese Genossenschaften als das Hauptmittel zur Organisation der Arbeiterpartei ausnutzen; sie werden daher in allen Arbeiterbezirken in's Leben gerufen, und alle Genossenschaften bilden einen Verband, dessen Sitz Gent ist. Der beträchtliche Gewinn dieser Gesellschaften fließt theils den Mitgliedern mittels Waaren zu, theils in die „Widerstands-Kasse“, die Arbeitseinstellungen organisirt und unterhält. Da die belgischen Arbeiter kein Wahlrecht besitzen, dagegen die Kleinbürger, Spezereiwaarenhändler und Schankwirthe wahlberechtigt sind, so stellen die Arbeiterführer diese Kleinhändler vor die Alternative, entweder sich der sozialistischen Partei anzuschließen, oder durch Wahl arbeiterfreundlicher Kandidaten auch den Arbeitern die Erlangung des Wahlrechtes zu ermöglichen, oder einen Kampf, den Ruin ihres Gewerbes durch die sozialistischen kooperativen Genossenschaften zu gewärtigen. Daher besuchen die Arbeiter in den industriellen Bezirken nur Lokale und Magazine, deren Inhaber „arbeiterfreundlich“ sind, und viele kleine Gewerbetreibende, denen diese Genossenschaften großen Schaden verursachen, haben sich der Arbeiterpartei angeschlossen. An der Spitze dieser sozialistischen Bewegung stehen die rührigen Genter Sozialisten unter der Leitung ihres Führers Herrn Anseele; gelingt es ihnen, wozu alle Aussicht vorhanden ist, für diese kooperativen Genossenschaften Korporationsrechte zu erlangen, so wird diese Organisation noch mehr erstarken und zweifellos dem Staate zur Gefahr (?) werden.

Paris, 30. August. Gobiet sandte in Erwiderung der letzten Note Crispis an die Mächte eine Note, in welcher er ausführt, die von der italienischen Regierung angeführten Beispiele bewiesen, daß eine Renderung in der Souveränität immer nur durch Verträge bewerkstelligt würde. Dies sei ebenso bei Algier gewesen, als der Bey den Franzosen seine Rechte in einer regelrechten Kapitulation übertragen, wie bei der Dobrudscha und dem an Serbien abgetretenen Gebiete. Dem Berliner Vertrage gemäß habe hier die Uebertragung der Souveränität Stattgefunden. Die Eroberung sei erst dann zu Ende geführt, wenn sie mit einem Vertrage abschlösse; erst dann könne dieselbe einem Dritten gegenüber geltend gemacht werden. Italien habe sich jedoch auf keinen Vertrag berufen. Aus den wiederholten Erklärungen der italienischen Regierung, die dieselbe entweder beim Parlament oder bei den Mächten abgegeben, ferner aus dem Grundsatze vom 30. Juni 1886 ergebe sich vielmehr, daß Italien in Massauah einfach die Verwaltung ausübe. Die Kapitulationen seien also nicht abgeschafft gewesen, erst die Noten des italienischen Kabinets vom 27. Juli hätten von der Souveränität Akt genommen. Italien sei folglich nicht im Rechte gewesen, eine gewaltsame Haltung gegen den französischen Konsul in Massauah einzunehmen, welcher das Exequatur von der Pforte erhalten hätte und welchen die französische Regierung zurückberief, um eine gewaltsame Polemik zu vermeiden. Die Note bemerkt schließlich, daß Italien sich mit Frankreich hätte verständigen müssen, anstatt eine Debatte vor Europa zu erheben. Da Italien eine solche vor den Mächten aufgeworfen habe, würden dieselben anerkennen, daß Frankreich Maßnahmen treffen mußte, wie sie eine Regierung ergreifen muß, die sich das Wohl ihres Volkes angelegen sein lasse und auf Wahrung ihrer Rechte und Würde bedacht sei.

Nach der „Liberté“ will die Regierung die Kammern schon auf den 2. Oktober einberufen.

Der „Matin“ bringt aus Nizza, 29. August, folgenden Spionenbericht: „Seit einiger Zeit überwachte die Polizei einen Deutschen, William von Hohenburg, Offizier außer Dienst, der seit sechs Jahren hier als Lehrer für lebende Sprachen wohnt. Diesen Mittag gewahrte ein Polizeibeamter bei Ueberwachung des Postbüreaus Hohenburg, als er eine kleine Schachtel trug, in der, wie er sagte, Blumen enthalten seien. Als die Schachtel in Gegenwart des Beamten geöffnet wurde, entdeckt sie eine Patrone zum Hebelgewehr. Hohenburg, der darauf angehalten (Also ist er entlassen, und warum?) und verhaftet wurde, behauptet, er habe sich die Patrone bei den Manövern der Jäger zu Fuß verschafft. Die Haussuchung bei ihm führte blos zu der Entdeckung von Papieren in deutscher Sprache. Hohenburg war bereits unter Verdacht des Spionirens zwei Mal festgenommen, aber jedes Mal wieder freigelassen worden.“

Bukarest, 28 August. 200 Bahnarbeiter von Galatz, sämmtliche Karrenführer und Handarbeiter von Braila streiken. 1400 Waggons Getreide harren der Abladung.

Afrika. Aus St. Paul de Loanda gehen dem Reuter'schen Büreau vom 22. August folgende Nachrichten zu: „Vom oberen Kongo wird gemeldet, daß Major Barttelot am 10 Mai das Lager in Yambunga verließ, um zu Mr. Stanley zu stoßen. Die Karawane, welche den Major begleitet, besteht aus 640 Lastträgern, welche Tippo Tip geworben, und 100 Soldaten, welch' letztere fast die einzige Truppenmacht bildeten, welche Stanley vor seinem Abmarsche nach dem Innern in Yambunga zur Bewachung des Lagers zurückließ. Die Herren Rose, Troupet und Samsson begleiten Major Barttelot als Unterbefehlshaber der Kolonne. Major

---

Ihre Tochter.

Kriminal-Roman nach dem Französischen
von
K. Detring.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

5.

Seit Martine Ferrette ihm gesagt hatte, Guntram von Arbois kenne den Herrn jenes Kammerdieners, von dem vermuthlich der gefälschte Brief herrührte, der sie zu ihm gelockt, als Therese bei ihm war, von diesem Augenblick war Andreas kaum noch Herr seiner selbst.

Es stand bei ihm fest, daß dieser Kammerdiener im Dienste des geheimnißvollen Feindes der Frau Baldieu und ihrer Tochter sich befand, und er brannte darnach, den Major zu fragen. Er wollte ihm aber nicht ohne weiteres eine Frage vorlegen, die er vielleicht als Freund des Herrn von Rambal zu beantworten sich geweigert hätte.

Er hatte das alte Vertrauen zu ihm verloren, und ihr Abschied war das letzte Mal auch nicht herzlich gewesen, daß er daran denken konnte, ihm einen Besuch zu machen.

Ebenso unwahrscheinlich war es, daß Guntram ihn aufsuchen würde, und doch mußte Andreas ihn durchaus sprechen.

So kam er auf den Gedanken, daß eine Begegnung am Besten sein würde, die der Zufall herbeiführt, der Zufall, dem er zu Hülfe kommen wollte. Der Plan war nicht so übel.

Die Schwierigkeit bestand nur darin, ihn auszuführen. Nichts wäre einfacher gewesen, wenn der Baron schon Mitglied des Klubs gewesen wäre; leider war er aber noch nicht aufgenommen, seine Zulassung war erst beantragt und wenn sie auch nicht zweifelhaft war, so mußte er doch warten, bis die Abstimmung stattgefunden hatte, bevor er den Klub betreten durfte.

So blieb ihm also nichts weiter übrig, als so lange durch die Straßen von Paris zu streichen, bis er dort den Gesuchten gefunden hätte.

Nur konnte er sich weder in der Umgegend der Villa der Frau Baldieu, noch in der Nähe des Klubhauses aufhalten, das Guntram regelmäßig besuchte.

Wenn er sich auf dem Boulevard d'Italie gezeigt hätte, so würde er die Aufmerksamkeit Jeannes und ihrer Tochter auf sich gelenkt haben. Hätte er sich aber vor dem Klubhause aufgepflanzt, so lief er Gefahr, mit Herrn von Rambal unvermuthet zusammenzutreffen.

So begnügte er sich damit, sich auf dem Trottoir vor dem Grand-Hotel aufzuhalten; er hoffte den Major, der hier logirte, beim Gehen oder beim Kommen abzupassen.

In dem Säulenvorbau und im Lichthofe des Hotels wagte er nicht, sich aufzuhalten, weil er fürchtete, daß Guntram, wenn er ihn dort träfe, seine Absicht erriethe.

So ging er auf dem Kopfpflaster auf und ab und kaute an seiner erloschenen Zigarre, die er wieder anzubrennen vergessen hatte; er stand lange vor den Schaufenstern der Geschäfte und that so, als mustere er aufmerksam die ausgestellten Waaren.

Aber vergebens war sein Warten vom Morgen bis zum Abend, er bekam Herrn von Arbois nicht zu Gesicht.

Und die Zeit verstrich. Fünf Tage verlor er bei diesem nutzlosen Warten und seine Hoffnung sank.

Er hätte nach dem Bois de Boulogne reiten können, um Guntram dort zu treffen zu versuchen; aber er fürchtete, ihn in zahlreicher Gesellschaft zu treffen, und er war in einer Stimmung, wo er das Geschwätz dieser Lebemänner nicht zu ertragen im Stande war. Auch fürchtete er, wieder etwas von der Vergangenheit der Mutter Theresens aus dem Munde dieser Leute zu hören, und das verletzte ihn auf's Tiefste.

Er hatte sich einmal in den Plan verrannt, Guntram unerwartet und allein entgegen zu treten, und er hatte sich bereits die Frage genau zurecht gelegt, die er an ihn zu richten gedachte.

Zuerst wollte er über gleichgültige Dinge mit ihm sprechen und sich so benehmen, als sei er von seiner Liebe geheilt und zu vernünftigeren Anschauungen gekommen; dann wollte er, wenn sich im Gespräch die Gelegenheit bot, scheinbar absichtslos auf den Gegenstand kommen, um den es sich bei ihm allein handelte.

Und das war sehr einfach. Er brauchte nur die Bemerkung hinzuwerfen: Da fällt mir ein, lieber Freund, ich habe Sie ja noch um Entschuldigung zu bitten, daß ich neulich an Ihnen vorüber fuhr, ohne den Wagen halten zu lassen und Sie zu begrüßen. Ich hatte es eilig, und Sie hatten grade mit einem Kammerdiener zu thun, der Ihnen einen Brief überreichte . . . hier auf dem Boulevard war es, wo wir jetzt stehen.

Die Antwort Guntrams mußte lauten: Ich habe Sie nicht gesehen; er konnte aber auch hinzufügen: Es war der Kammerdiener meines Freundes Rambal.

Mehr hätte Andreas nicht zu wissen gebraucht; er hätte sich dann von dem Major verabschiedet und seine Maßnahmen gegen den Baron ergriffen.

Die Kombination war ganz vortrefflich; aber in dieser Welt kommt es leider sehr oft vor, daß man vorgefaßte Pläne nicht so ausführen kann, wie man es sich gedacht hat.

Es war am Abend des sechsten Tages, und Andreas von Elven wanderte wieder hoffnungslos die Avenue de l'Opera entlang, um sein Hotel aufzusuchen, da sah er Herrn von Arbois aus einem seinen Restaurant treten, und er war schon im Begriff, auf ihn zuzueilen, als er auch Herrn von Rambal bemerkte.

Die beiden Herren hatten zusammen dinirt und anscheinend sehr stark dinirt, denn sie schienen in der heitersten Laune zu sein.

Sie hatten ihn bereits gesehen und kamen auf ihn zu, so daß er ihnen nicht mehr ausweichen konnte. So erwartete er sie denn und blieb stehen.

„Ich freue mich, Sie zu treffen, lieber Freund,“ rief Guntram. „Eben sprachen wir von Ihnen.“

Diese Einleitung des Gespräches gefiel Herrn v. Elven sehr wenig und er antwortete trocken:

„Welchem Anlaß verdanke ich die Ehre, daß sich Herr von Rambal mit mir beschäftigt?“

„O! Sie brauchen nicht böse zu sein,“ erwiderte der Major. „Der Baron weiß, daß Sie zu meinen Freunden gehören, und wir haben nur Gutes von Ihnen gesprochen.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden,“ erwiderte Andreas ebenso kühl, wie vorhin; „ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß Sie die Frage, die ich soeben an Sie richtete, noch nicht beantwortet haben.“

Guntram von Arbois gehörte nicht zu den Menschen, die sich viel bieten lassen, und wenig fehlte und er hätte eine sehr scharfe Erwiderung gefunden, aber er hielt sich noch zurück.

„Lieber Andreas,“ erwiderte er mit erzwungener Ruhe, „Sie nehmen einen Ton an, den ich von keinem Anderen ertragen würde, aber ich denke daran, daß ich der Freund Ihres Vaters und auch der Ihrige war und bin . . . hoffe ich wenigstens.“

„Gegen Sie habe ich nichts,“ erwiderte Andreas.

„So haben Sie wohl gegen mich etwas, mein Herr,“ mischte sich Herr von Rambal mit affektirter Sanftmuth im Tone ein. „Darf ich wissen, weshalb?“

„Ich habe Ihnen keine Erklärung zu geben.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Das Gespräch ging einige Schritte vom Restaurant entfernt auf dem breiten Trottoir der Avenue de l'Opera vor sich, wo zehn Personen bequem in einer Reihe gehen können; Keiner der Passanten blieb stehen, um die Reden zu hören, welche die drei elegant gekleideten Herren, ohne die Stimme zu erheben, wechselten.

Und doch mußte eine Unterhaltung, die so begonnen hatte, böse enden. Andreas von Elven konnte sich nicht beherrschen. Vergessen war sein wohl kombinirter Plan. Als er seinen Nebenbuhler sah, hatte er einen Stich im Herzen gefühlt, und der Major hatte, ohne es zu wollen, Oel in's Feuer gegossen.

Als Andreas gehört, daß die Herren sich über ihn unterhalten hätten, vermuthete er, daß auch Fräulein Baldieu in dem Gespräch eine Rolle gespielt haben müsse, und daß die Herren ihn vermuthlich bedauert hätten, so wie man einen abgeblitzten Liebhaber bedauert. Der Gedanke, daß er ihnen ein ironisches Mitleid eingeflößt habe, brachte ihn außer sich.

Er war nicht mehr Herr seiner selbst und suchte nur nach einer Gelegenheit, dem Menschen offen entgegenzutreten, der Therese heirathen wollte und den er im Verdacht hatte, ein ausgemachter Schurke zu sein.

Weshalb sollte er erst noch Zeit verschwenden, um ihn zu entlarven, wenn er ihn so beleidigen konnte, daß ein Duell auf Leben und Tod unvermeidlich war?

Sein heißes Blut stieg ihm zu Kopfe und sein Zorn trieb ihn an, den gordischen Knoten durch das Schwert zu lösen.

Im Gegensatze zu ihm war Herr von Rambal sehr ruhig und suchte einen Streit zu vermeiden.

„Ich wäre untröstlich, mein Herr,“ erwiderte er höflich, „wenn ich Sie unabsichtlich beleidigt hätte. Lieber will ich annehmen, daß Sie heute Abend in schlechter Stimmung befinden, oder daß meine Gegenwart Sie stört, mit Herrn von Arbois zu sprechen.“

„Sie haben Recht; Ihre Gegenwart stört mich,“ antwortete Andreas und sah seinen Gegner fest an. „Ich wünsche mit Herrn von Arbois allein zu sein, um eine Frage an ihn zu richten, die Sie nicht hören dürfen, denn sie betrifft Ihre Handlungsweise.“

„Sehr wohl. Lieber Major, ich verabschiede mich.“

„Bleiben Sie, bitte,“ rief Guntram lebhaft.

Und er wandte sich an Andreas.

„Was haben Sie mich zu fragen?“ sprach er rauh. „Sie können in Gegenwart des Herrn von Rambal reden; er ist mein Freund.“

Andreas zögerte einen Augenblick, aber so wie die Sache sich entwickelt hatte, mußte er sie auch zu Ende führen.

„Ich will wissen,“ sagte er, „ob Ihnen am Tage vor unserem Zusammentreffen im Bois de Boulogne nicht der Kammerdiener des Herrn von Rambal hier auf dem Boulevard einen Brief überreicht hat, grade als Sie aus dem Grand-Hotel herauskamen.“

„Wollen Sie Ihren Spaß mit mir treiben?“

„Nicht im Geringsten. Ich werde es Ihnen sofort beweisen.“

„Das erwarte ich und so will ich Ihnen denn sagen, daß mir Herr von Rambal in der That an jenem Tage durch seinen Kammerdiener einen Brief geschickt hat. Nun, und?“

„Und? . . . . Sehen Sie sich doch Herrn von Rambal an und fragen Sie ihn, weshalb er bleich wird. Wohlan! Ich erkläre ihn hiermit für einen vollendeten Schurken.“

„Sind Sie verrückt geworden, Andreas?“ schrie der Major.

„Nein, lieber Major, ich bin geistig vollkommen gesund und der da soll mir Rechenschaft geben für sein gemeines Vorgehen. Er hat durch seinen Diener den Brief schreiben lassen, der ein Mädchen, Namens Martine Ferrette, zu mir lockte, und einen zweiten Brief, der . . .“

„Das ist unwahr,“ unterbrach ihn Rambal.

Andreas hob die Hand